

Lautes Getöse um den «Stillen Don»

Zum 100. Geburtstag des Schriftstellers Michail Scholochow

Michail Scholochow (1905–1984) war vermutlich der meistpublizierte und gleichzeitig auch der meistgehasste sowjetische Autor. Bis 1980 erreichten die insgesamt 974 Ausgaben seiner Werke eine Gesamtauflage von 79 Millionen; sie erschienen in 84 Sprachen. 1965 wurde ihm der Literaturnobelpreis zuerkannt – ein prekärer Fehlentscheid.

Es steht ausser Frage, dass Scholochow einer der schärfsten Hardliner in den literaturpolitischen Debatten der sechziger Jahre war und sich durch seine aktive Beteiligung an zahlreichen Hetzkampagnen unwiderruflich kompromittiert hat. Allerdings wäre es zu einfach, Scholochow auf einen skrupellosen Parteigänger des Stalinismus zu reduzieren. Bereits als junger Schriftsteller geriet er in Konflikt mit der Sowjetzensur. 1928 erschien in der Zeitschrift «Oktober» die ersten Folgen des Kosakenepos «Der Stille Don». Zu dieser Zeit galt in der Sowjetunion noch eine relativ liberale Kulturpolitik, die erst zu Beginn der dreissiger Jahre den betonten Stilprinzipien des sozialistischen Realismus weichen musste. Nur vor diesem Hintergrund ist es verständlich, weshalb Scholochow seinen Roman überhaupt publizieren konnte.

Kulturpolitisches Wunder

«Der Stille Don» behandelt ein äusserst heikles Thema: Der Kosake Grigori Melechow, der dem bäuerlichen Mittelstand angehört, wechselt während der Revolutionswirren immer wieder die Fronten. Er kämpft zunächst in der zaristischen Armee, läuft dann zu den Bolschewiken über und nimmt schliesslich am Aufstand der Donkosaken 1919 gegen die Rote Armee teil. Scholochow vermeidet jede Schwarzweissmalerei und zögert nicht, auch die Kriegsverbrechen der Roten Armee schonungslos darzustellen. Der Erzähler hält sich mit moralischen Bewertungen zurück und überlässt im Kunstgriff der szenischen Darstellung oft dem Leser die Einschätzung der geschilderten Ereignisse. Die Literaturkritik witterte sofort Verrat: «Der Stille Don» wurde als «Kulakenliteratur» abqualifiziert. Auf dem Höhepunkt der von Stalin ausgerufenen Kampagne zur «Liquidierung der Kulaken Klasse» war dies ein lebensgefährlicher Vorwurf.

Zweifelloos wäre «Der Stille Don» – wahrscheinlich gemeinsam mit dem Autor – in der Versenkung verschwunden, wenn sich nicht eines jener kulturpolitischen Wunder ereignet hätte, die im Stalinismus gar nicht so selten vorkamen. Bisweilen gefiel es dem Diktator, seinen subalternen Funktionären in den Rücken zu fallen und selbst als Hand des Schicksals in den Gang der Dinge einzugreifen. In einem Brief aus dem Jahr 1929 gab Stalin eine positive Einschätzung, die den Grundstein für Scholochows glänzende Karriere im sowjetischen Literatur-Establishment legte. Wohl oder übel musste sich der sowjetische Literaturapparat mit dem Machtwort des obersten Rezensenten arrangieren. Nur dank Stalins Protektion konnte Scholochow noch 1933 den dritten und 1940 den vierten Band in Buchform veröffentlichen, ohne grössere Konzessionen an die offizielle Literaturdoktrin zu machen.

In Grundsatzfragen musste sich aber natürlich auch Scholochow fügen: Stalins Erzfeind Trotzki durfte nicht mehr im Roman auftreten, einzelne Völkernamen wie «Kosaken», «Juden», «Ukrai-

ner» wurden von der Zensur im Zuge des Kampfs gegen den nationalen Separatismus unterdrückt. Die verbleibende Substanz des Romans war aber immer noch vielschichtig genug, um den «Stillen Don» zu einem Ereignis in der sonst farblosen Sowjetliteratur zu machen. Als der letzte Band erschien, begannen die Moskauer bereits in der Nacht vor den Buchläden anzustehen.

Plagiatsvorwürfe

Die Zensurprobleme hielten indes auch in der Nachkriegszeit an. Je nach herrschender Parteielinie wurden bestimmte Textelemente entweder getilgt oder wieder aufgenommen. Das Hin und Her, das die verschiedenen Ausgaben des «Stillen Don» von 1953, 1956, 1965 und 1980 prägte, stellt die Literaturwissenschaft vor beinahe unlösbare Probleme. Bis heute gibt es keinen anerkannten kanonischen Text des «Stillen Don». Das brisanteste Problem des «Stillen Don» liegt allerdings nicht in der Textgestalt, sondern in der umstrittenen Authentizität des Werks. Bereits 1929 wurden Zweifel an Scholochows Autorschaft laut – die stilistischen und weltanschaulichen Unterschiede zu seinen übrigen Werken waren kaum zu übersehen. Gerüchtweise wurde der im Bürgerkrieg gefallene Weissgardist Fjodor Krjukow (1870–1920) als wahrer Verfasser des Romans genannt. In den sechziger Jahren traten Roy Medwedew und Alexander Solschenizyn als prominenteste Ankläger auf. Die Plagiatsvorwürfe erhielten zusätzlichen Auftrieb durch die Tatsache, dass Scholochow wenig unternahm, um die Anschuldigungen zu entkräften. Es existiert sogar ein Amateurfilm aus dem Jahr 1975, in dem Scholochow auf die Frage nach der Autorschaft des «Stillen Don» zusammenbricht und unter Tränen die Kosaken um Verzeihung bittet.

Hingegen ergaben in den achtziger Jahren computergestützte Stilanalysen aus den USA und Norwegen, dass Scholochow das Kosakenepos wahrscheinlich tatsächlich selbst verfasst hat. 1987 tauchten schliesslich 800 Manuskriptseiten der ersten beiden Teile des «Stillen Don» auf. Allerdings bereitete auch dieser Fund der Diskussion um die Plagiatsvorwürfe kein Ende: Die Skeptiker wiesen darauf hin, dass auch der Urtext in Scholochows Handschrift eine möglicherweise redigierte Kopie eines fremden Werks darstellen könne. Die Frage nach der Urheberschaft des «Stillen Don» wird wahrscheinlich nie abschliessend beantwortet werden können. Interessanter als die Faktenlage ist indes die Verve, mit der die Debatte auch heute noch geführt wird. Mittlerweile ist die Auseinandersetzung zu einem Glaubenskrieg ausgeartet, in dem auch der neu erwachte russische Nationalismus nicht die letzte Rolle spielt. Das hymnische Geleitwort zur neuesten Ausgabe des «Stillen Don» stammt aus der Feder des ehemaligen Premierministers Tschernomyrdin; die Durchführung des diesjährigen Scholochow-Jubiläums wurde per Ukas von Präsident Putin höchstpersönlich angeordnet.

Michail Scholochows literarische Karriere war eng mit seinem unaufhaltsamen politischen Aufstieg verbunden. Von 1936 bis zu seinem Tod im Jahr 1984 war er Abgeordneter des Obersten Sowjets, 1961 wurde er sogar ins ZK gewählt. Die sowjetische Kulturindustrie überschüttete Scholochow mit hohen Auszeichnungen: 1941 erhielt er den Stalinpreis, 1960 den Leninpreis, 1967 wurde er zum Helden der Arbeit ernannt. Den höchsten Prestigeerfolg nicht nur für Scholochow, sondern für die Sowjetführung bedeutete allerdings die Verleihung des Nobelpreises für Literatur 1965.

Stockholmer Fehlgriff

Scholochows Wahl stellte eine direkte Folge des Ekklats aus dem Vorjahr dar: Jean-Paul Sartre hatte den Preis abgelehnt mit der Begründung, er könne keine Auszeichnung annehmen, die nur russischen Dissidenten angeboten werde. Damit spielte Sartre deutlich auf die Prämierung von Boris Pasternak im Jahr 1958 an, die schon damals gegen das intensive sowjetische Lobbying in Stockholm für Scholochow erfolgt war. Um ihre politische Unabhängigkeit zu demonstrieren, entschied sich die schwedische Akademie nach Sartres Affront für einen Preisträger, der die Kunst und Ideologie des Kommunismus repräsentierte.

Allerdings erwies sich die Ehrung des sowjetischen Vorzeigeautors schon bald als prekärer Fehlentscheid. Scholochow arbeitete in den folgenden Jahren aktiv auf den Ausschluss Solschenizyns aus dem Schriftstellerverband hin und schlug sogar ein Schreibverbot für ihn vor. Überdies hielt er auf dem XXIII. Parteikongress 1966 eine schändliche Rede, in der er für die eben zu langjährigen Lagerstrafen verurteilten Dissidenten Andrei Sinjowski und Juli Daniel die Todesstrafe forderte. Als Reaktion auf diese Attacke schrieb Lidia Tschukowskaja einen offenen Brief, in dem sie Scholochows Auftritt als Verrat an der Literatur anprangerte. Am Ende ihres mutigen Schreibens drehte sie den Spieß um und fällte ihrerseits über Scholochow ein hartes Verdikt: «Die Literatur selbst wird Sie zur Höchststrafe verurteilen, die es für einen Künstler gibt: zur künstlerischen Impotenz. Und keine Ehrerweisungen, kein Geld, keine vaterländischen oder internationalen Preise werden dieses Urteil rückgängig machen.»

Lidia Tschukowskaja sollte Recht behalten: Scholochow veröffentlichte in seinen letzten Lebensjahren noch einige nichtssagende Erzählungen, in denen er die «lebendige Kraft des Realismus» glorifizierte. Er wird in der russischen Literaturgeschichte wahrscheinlich für immer eine schillernde Gestalt bleiben: Möglicherweise ist Scholochow als jungem Autor ein grosser künstlerischer Wurf gelungen, möglicherweise hat er aber auch nur eine gigantische Lebenslüge um seine eigene Person gewoben.

Ulrich M. Schmid